

Zum Kapitel der Fragestellung

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **8 (1901)**

Heft 12

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wegen dieser Triebkraft der Pflanze in den Knospen oder vielmehr wegen der geschilderten Entwicklungsfähigkeit der Knospen glaubte Alexander Braun die Knospe als das eigentliche Pflanzen-Individuum die ganze Pflanze also als eine Kolonie von Individuen betrachten zu dürfen, wie solches thatsächlich in der niedern Tierwelt der Fall ist. Auf diese Frage können wir hier nicht eingehen. Es handelt sich nur darum, darauf hinzuweisen, wie bedeutungsvoll die Knospe durch ihre Triebkraft für das Leben der Pflanze ist.

Aus der bisherigen Darstellung ergibt sich ferner von selbst, daß die Knospe auch das organbildende Prinzip der Pflanze ist. Alle Organe entstehen aus Knospen. Schon das erste Keimpflänzchen ist eine ausgewachsene Knospe und bildet, nachdem es kaum die feste Hülle des Samenkorns gesprengt, alsbald wieder Knospen aus, aus welchen sich allmählich alle oberirdischen Pflanzenteile heraus entwickeln.

Endlich ist die Knospe, wie schon oben erwähnt, auch das formbildende Prinzip der Pflanze; die Lage der Knospen ist stets gesetzmäßig bestimmt, und dies bedingt den für jede Pflanzenart eigenen und regelmäßigen Habitus mögen die Verzweigungen mit all ihren Anhängeln — alles ausgewachsene Knospen — in ihrer Anordnung noch so verwickelt erscheinen.

Das ist in kurzem die allgemeine Bedeutung der Knospe für das Leben die Organentwicklung und Organanordnung der Pflanze.

(Schluß folgt.)

Bum Kapitel der Fragestellung.

Prof. Dr. Alf. Binet, Direktor des physiologisch-psychologischen Laboratoriums an der Sorbonne in Paris, gilt als eine hervorragende Kapazität und zwar experimentell wie schriftstellerisch auf dem Gebiete der Psychologie des Menschen. Laut einer hoch lehrreichen Arbeit in Heft 4 der berühmten „Stimmen von Maria Saach“ vom 22. April 1901 hat derselbe neuestens interessante Studien über den Einfluß der Fragestellung veröffentlicht. Da es in der Unterrichtsleitung von großer Bedeutung ist, daß die Fragestellung beim Unterrichte stets eine gute sei, so wird es unsere Leser interessieren, welche Erfolge Dr. Binet mit seinen Experimenten erreicht hat.

Die „Stimmen von Maria Saach“ teilen aus den Veröffentlichungen des Professors folgende Details mit: Doktor Binet schreibt: Die genaueste und verlässlichste Wiedergabe dessen, was der Schüler mit den Sinnen wahrgenommen hatte, wurde bei den vorgenommenen Experimenten erzielt, wenn man ihn dazu brachte, willig und frei von jeder fremden Einmischung, das, was er gesehen, schriftlich zu erzählen oder zu beschreiben. Sobald dagegen ein Ausfragen begann, wie schonend und vorsichtig es gehandhabt werden mochte, wirkte bereits die Persönlichkeit des Fragenden störend ein, ja selbst die Tatsache der Fragestellung an sich genommen. Bei schriftlicher Beschreibung von vorgezeigten Gegenständen konnten z. B. von zwölf Schülern zwei alles ohne Irrtum angeben;

das Maximum von Irrtümern wie es bei drei Schülern von jenen zwölf vorlag, kam nicht über vier. Beim vorsichtigsten, mündlichen Ausfragen dagegen von zwölf andern Schülern, welche der gleichen Entwicklungsstufe angehörten, über die gleichen vorgezeigten Gegenstände, blieb keiner von Irrtümern und Bergeklärtheiten frei. Schon die Mindestzahl von Irrtümern belief sich auf 5, das Maximum gar auf 14. „Daraus ergibt sich,“ schließt Binet, „daß ein (durch Ausfragen) abgenötigter Akt der Erinnerung dem Irrtum weit mehr unterworfen ist, als ein spontaner. Die bloße Tatsache, daß man einem Kinde mündlich eine bestimmte Frage vorlegt, vermehrt bei ihm schon die Irrtümer des Gedächtnisses. Daher der praktische Rat: Will man das Maximum von Wahrheit in der Aussage eines Kindes, so stelle man ihm keine Fragen, auch solche nicht, welche sich frei halten von jeder Suggestion, sondern man sage ihm, es möge alles aufschreiben, dessen es sich erinnert, und lasse es dann allein mit seinem Papier.“

„Mächtiger noch als das bloße Vorlegen der bestimmten Frage, übt der Eindruck der fragenden Persönlichkeit, Auge, Ton, Klangfarbe der Stimme, teils einschüchternd, teils störend oder zwingend, in jedem Fall mit der Unbefangtheit, die Treue der Erinnerung beeinträchtigend, ihre Wirkung.“

„Es ist von größter Wichtigkeit,“ bemerkt daher Binet mit Bezug auf seine Experimente, „bei Versuchen solcher Art, jedes kleinste Wort, das man ausspricht, auf's Genaueste zu überlegen, denn schon ein verschiedener Ausdruck, eine verschiedene Nuance in der Betonung, kann eine völlig verschiedene Wirkung hervorrufen. Man vermag sich gar nicht vorzustellen, welche Wichtigkeit eine einzige Wendung im Satzbau der Frage haben kann, wenn man nicht diesen Einfluß an einem Kinde beobachtet hat, welches der Suggestibilität ein so überaus zart empfängliches Wirkungsfeld darbietet. Die bloße Frage: „Bist du auch gewiß?“ je nachdem sie mit dem gewöhnlichen Tone der Frage, oder mit einem Ausdrücke des Zweifels, der Skeptik oder der Strenge ausgesprochen wird, kann bei dem Kinde ganz entgegengesetzte Antworten hervorrufen und das Kind wird solche Antworten sogar unmittelbar nacheinander geben, sobald man bei derselben Frage mit dem Tone wechselt.“

Um solchen störenden Einflüssen der mündlichen Fragestellung zu entgehen, versiel Dr. Binet darauf, seine Fragen schriftlich vorzulegen. Handelte es sich um Experimente an ganzen Gruppen, so mußte einer aus den Schülern die Fragen vorlesen, der aber dann für das Experiment nicht mitgerechnet wurde. Aber auch jetzt bewirkte die veränderte Fassung der Frage, die bloße Verschiedenheit der Wendung oder der grammatikalischen Form, ganz enorme Unterschiede. Der Experimentator, welcher dies einigermaßen vorausgesehen, stellte deshalb mit drei verschiedenen Fragebogen oder beschriebenen Formularen seine Versuche an. Jedesmal bei andern Schülern der annähernd gleichen Geistesstufe.

Das erste Formular enthielt bestimmte kurze Fragen wie bei einer gewöhnlichen Erkundigung, für die Antwort völlig freies Licht lassend. Das zweite Formular legte in der Form der Fragestellung, wenn auch sachte, den Irrtum nahe. „Nicht wahr, das ist so?“ „Ist es nicht so?“ und dergleichen. Die Sätze des dritten Formulars setzten schon irrtümliche Anschauungen voraus und basierten die Frage auf unrichtige Unterstellungen. Die Fragen enthielten Fällen, welche dem Schüler gestellt wurden. Diese Versuche nahm Binet nicht bloß bei Schulknaben von 9—12 Jahren, sondern auch bei befähigten und reifern jungen Schullehrerkandidaten vor, und es ist geradezu überwältigend, von welchem Einfluß die bloße Aenderung in der Form der Fragestellung sich erwies.

Diese Erfahrungen sind gewiß von großer Wichtigkeit für die Schule und lassen die pädagogische Kunst der Frage in ihrer ganzen Bedeutsamkeit erkennen. Sie sind aber auch von Wichtigkeit für das Leben. Binet knüpft einmal an die Ergebnisse eines solchen Experiments die Bemerkung: „Ganz im Vorübergehen

sei hingewiesen auf den Nutzen, den es haben würde, einen besondern praktischen Wissenszweig für die Zeugnisabnahme auszubilden. Es bedürfe dazu des eingehenden Studiums der Irrtümer, denen das Gedächtnis ausgesetzt ist, der Mittel, dieselben zu erkennen, wie auch die Merkmale der Wahrheit herauszufinden. Ein solcher Wissenszweig ist von viel zu großem Belang, als daß er nicht früher oder später in der Tat begründet werden müßte.“

Die Anregung Binets hat bereits schon Arbeiten in diesem Betreff hervorgerufen. Wir brechen aber mit diesen Andeutungen ab. Wer in Sachen sich nach einem Mehreren sehnt, der lese in besagten „Stimmen“ nach. —

Die „Dummheit“ der neuen Schüler.

Eine Plauderei von M. S. S.

Mit dem Beginn jedes neuen Schuljahres treten unendlich viele Schüler entweder überhaupt zuerst in die Schule ein, oder wechseln wenigstens die Klasse und damit, abgesehen von wenigen Ausnahmefällen, auch den Lehrer. Kehren die Schüler in den ersten Tagen nach Hause zurück, so ist die natürliche Frage der Eltern: Wie gefällt es dir in der neuen Schule oder neuen Klasse? Die Schulrekruten sind, das muß man ihnen zum Lobe nachsagen, gewöhnlich sehr mit der Schule, mit ihrem Lehrer und auch mit sich selber zufrieden. Auf die wirkt besonders der Reiz der Neuheit, die ganz veränderte Umgebung, der Umgang mit den vielen, ihnen bisher vollständig unbekanntem Spielgenossen und nicht am wenigsten das Bewußtsein, an jedem Tage lange Stunden hindurch endlich der fortwährenden Aufsicht der Mutter entschlüpfen zu sein. Erst wenn die Mutter die Fibel aus dem Känzel hervorzieht, um mit ihrem Jungen die Buchstaben, „die er in der Schule gehabt hat“, zu wiederholen, bemerkt sie zu ihrem Schrecken, daß er diese, „obgleich die Sache doch so unendlich einfach ist“, fortwährend mit einander verwechselt und trotz des nun schon Wochen andauernden Unterrichts „auch rein gar nichts gelernt hat.“ Da entringt sich ihrer bedrängten Brust der Seufzer: „Junge, ich glaube, du bist entsetzlich dumm; wie soll das werden, wenn du so anfängst?“ An die größeren Schüler wagt die Mutter sich schon nicht gern heran, schiebt vielmehr dem Vater, der ja vor einem Vierteljahrhundert selber einmal die Bänke der Gelehrtenschule gedrückt hat, die Pflicht zu, sich nach den Fortschritten seines Sohnes umzusehen. Meistens ist auch hier das Resultat kein besseres. Der Junge begreift von dem x und y in der Algebra noch sehr wenig, und das erste Extemporale in der neuen Klasse, sei es im Französischen, Englischen oder gar im Lateinischen, ist dermaßen mit roter Linte verziert, daß nicht nur dem Sohne, sondern auch dem Vater Hören und Sehen vergeht. Das